

Die Kunst zu weben

Zum Gewebe in der bäuerlichen Kultur

Zur Kulturgeschichte der Weberei

In seinem reifen Spätwerk *Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden* (erschienen 1821) nennt Goethe das Weben «die älteste und herrlichste Kunst, die den Menschen erst vom Tier unterscheidet». Der Ausspruch kann leicht als dichterische Übertreibung abgetan werden. Doch verhilft er auch zur Frage, worin das Eigentümliche des Webens bestehe, und warum die meisten Völker die Erfindung des Webens an den Beginn der Geschichte setzen. Betrachten wir dazu dieses Bild (unten auf dieser Seite). Es stammt aus der Zeit um 2000 v. Chr. und gibt einen ägyptischen Webrahmen mit einem Stück gefertigten Gewebes sowie den daraufhockenden Weber bei der Arbeit wieder. Das 4000 Jahre alte Bild überwältigt durch seine auf das Wesentliche konzentrierte Darstellung. Sie zeigt die präzise Geometrie eines Verhältnisses, das in der Kreuzung rechtwinklig miteinander verbundener Fadensysteme besteht. Wir erkennen die beiden charakteristischen Elemente des Webens, wodurch es sich von anderen textilen Techniken unterscheidet, Kette und Schuss.

frei. Sie steht auch hinter der Behauptung Goethes, wonach der Mensch durch die Webkunst sich vom Tier unterscheidet. Vom Menschen heisst es an anderer Stelle im *Wilhelm Meister*, das Höchste (weil seinem Wesen gemässe) liege darin «das Entgegengesetzte zu überschauen und in Übereinstimmung zu bringen».

Die Verbindung zwischen dem Weben und dem Wasser ist bei vielen Völkern



Iban-Frau (Borneo) mit Hüftwebstuhl.

Abbildungen auf dieser Seite: Buch «Textillandschaft».



Bekannt ist auch der Brauch aus dem alten Japan, feierliche Gewände nur auf einem Gestell über dem Wasser zu weben. Im Orient war es üblich, Webgeräte, die keinen Dienst mehr leisteten, dem Wasser zu übergeben. Homer erzählt von den Töchtern der Phorkys und des Orkos, wie sie in den Tiefen des Ozeans auf steinernen Webstühlen «Leben weben».

In der Verbindung von Wasser (aus dem alles kommt) und Weben liegt auch die zwischen Weben und Leben. Im Deutschen kommt das Wort «weben» ursprünglich nur in diesem Zusammenhang vor. «Leben und weven» ist die stehende Redewendung im Mittelhochdeutschen. Goethe nimmt diese Sprachtradition in seinen naturwissenschaftlichen Schriften auf:

«Das Geeinte zu entzweien, das Entzweite zu einen, das ist das Leben in der Natur. Dies ist ... das Ein- und Ausatmen der Welt, in der wir leben, weben und sind.»

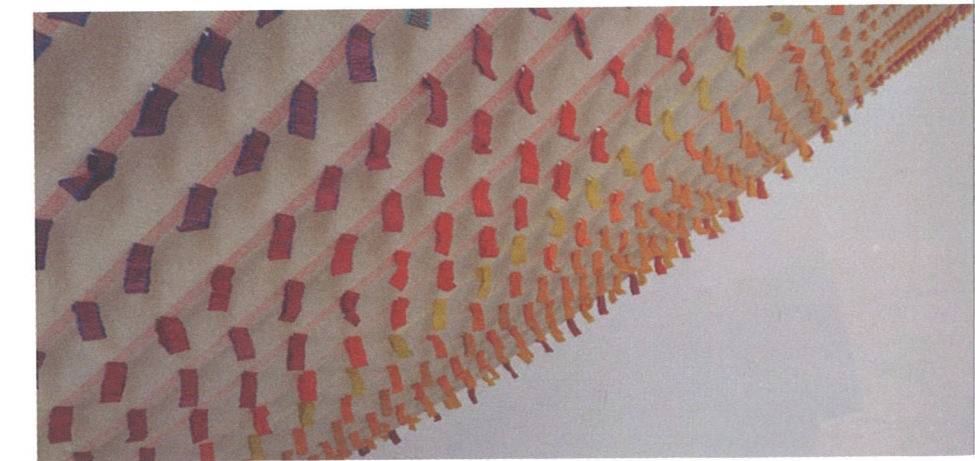
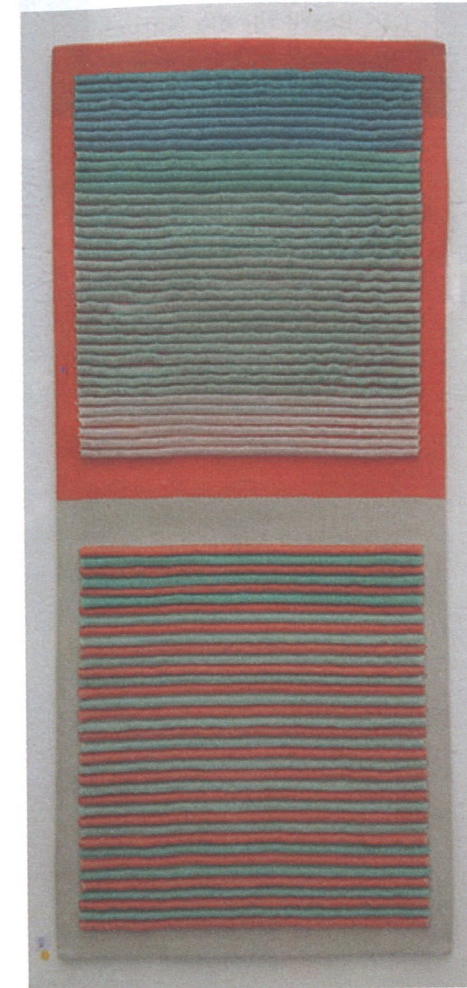
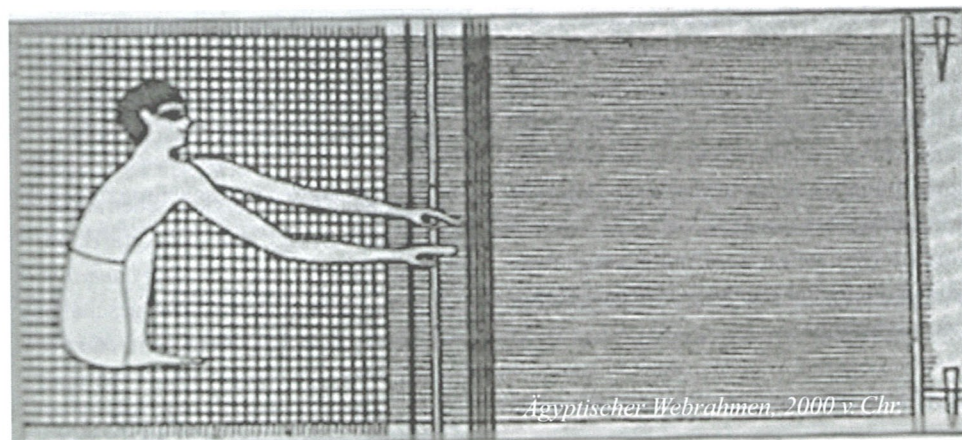
Bernhard Heindl

Der österreichische Philosoph und Schriftsteller **Bernhard Heindl** war viele Jahre Beirat des Bioforums Schweiz. Er hat ein Buch übers Weben geschrieben unter dem Titel «Textillandschaft Mühlviertel». Die folgenden Auszüge und Bilder stammen aus diesem Buch.

«Gewefe»

Im Prinzip des Webens – der Verkreuzung zweier Fadensysteme zu einer unauflösbaren Einheit – haben viele Völker ein symbolisches Zeugnis des Lebens, eine Metapher des grossen Schaffens in der Natur gesehen. Die Beobachtung, dass Kette und Schuss sich verbinden, indem sie sich in die Quere laufen, setzte seit jeher weite Sinnbezüge

überliefert. Webende Schiffsgöttinnen kennen die Mythologien Sumers, Ägyptens, der Kelten und Japans. Hier weben Göttinnen in Stromschnellen, Meertiefen und Wasserfällen das Schicksal («Gewefe») der Welt.



Weberin und Initiatorin von Textile Kultur Haslach

Die österreichische Webkünstlerin **Susanne Heindl** studierte Textilkunst an der Universität für Angewandte Kunst in Wien und war mehrere Jahre in New York als Designerin tätig.

Seit über 40 Jahren lebt sie zusammen mit ihrem Mann Bernhard Heindl auf einem Hof im Mühlviertel, wo sie sich eine Werkstatt eingerichtet hat. Auf Handwebstühlen fertigt sie wunderschöne Gebrauchsgegenstände an, wie Decken, Schals und Tischwäsche, aber auch künstlerische Unikate für den Raum.

Susanne Heindl war Initiatorin des seit 1990 jährlich stattfindenden Sommersymposiums «Textile Kultur Haslach», wo viele ihrer Werke ausgestellt waren.